

14.05.2009

26.09.2009

Sieben auf einen Streich

Eine Besprechung von Richard Wilkinson und Kate Pickett (2009): *The Spirit Level. Why More Equal Societies Almost Always Do Better*. London/New York: Penguin Books, xvii, 330 Seiten

1 Einleitung

Man fühlt sich bei der Lektüre des Buches an den armen, listigen und im weiteren Verlauf tapferen Schneider im Grimmschen Märchen erinnert. Denn zwar nehmen die Autoren nicht in Anspruch, sieben (Probleme) auf einen Streich gelöst zu haben, aber immerhin neun Probleme auf eine einzige Variable zurückführen zu können. Die Liste der Probleme bzw. der abhängigen Variablen sieht wie folgt aus:

- Grad des Vertrauens (Kap. 4)
- Geisteskrankheit (eingeschlossen Drogen- und Alkoholabhängigkeit) (Kap. 5)
- Lebenserwartung und Kindersterblichkeit (Kap. 6)
- Fettleibigkeit (Kap. 7)
- Ausbildungserfolge von Kindern (Kap. 8)
- Teenagergeburten (Kap. 9)
- Tötungs- / Gewaltdelikte (Kap. 10)
- Gefangenenraten (Kap. 11)
- Soziale Mobilität (19) (Kap. 12)¹

Die einzige unabhängige Variable ist die Einkommensungleichheit.

Das Buch überzeugt den Leser, dass das eigene Wohlbefinden, die physische und psychische Gesundheit und das der Kinder zunimmt, wenn man mehr Gleichheit schafft. Umgekehrt droht der aufreibende Sprung auf die nächsthöhere Stufe gesellschaftlicher Hierarchie des Wohlbefindens an vielen Stellen zu beeinträchtigen. Denn selbst nach dem Sprung auf Stufe 2 schaut man sehnsüchtig nach Stufe 1. Anders gesagt, auch die Besserverdienenden und Leistungsträger gewinnen, wenn sie sich nicht um weitere Vergrößerungen der Abstände in der Einkommenshierarchie kümmern, sondern um deren Verringerung. Paradox? Keineswegs.

2 Der wesentliche Inhalt

Der erste Teil ist überschrieben mit „Materieller Erfolg, sozialer Fehlschlag“ und beschreibt in drei Kapiteln, dass wachsender Reichtum in vielen Staaten nicht zu einer Verbesserung der Lebensqualität führt, und dass nicht mehr Armut, sondern Ungleichheit das Problem ist (15 ff.) und dass und wie „Ungleichheit unter die Haut geht“ (31 ff.).

Doch die Autoren gehen über die Feststellung von Korrelationen und Verursachungsketten zwischen der unabhängigen und den abhängigen Variablen hinaus. Erklärungen verspricht schon der Untertitel. Teil zwei listet die Kosten der Ungleichheit minutiös auf und geht den kausalen Zusammenhängen nach.

Beide Autoren sind Epidemiologen, die gewöhnlich herauszufinden versuchen, was Krankheit in Populationen verursacht, indem sie der Frage nachgehen, warum eine bestimmte Gruppe von Menschen krank wird, im Gegensatz zu einer anderen, oder herauszufinden suchen, warum sich eine Krankheit ausbreitet. Eine Methode, die auch benutzt werden kann, um andere Arten von Problemen in ihren Ursachen jenseits der Gesundheit zu verstehen. Daraus lässt sich dann eine „beweisbasierte Politik“ ableiten (ix).

Die Daten beziehen sich auf der internationalen Ebene auf vergleichsweise reiche Länder bzw. auf die unterschiedlichen Bundesstaaten der USA (xv).

Die Autoren werden auch der Tatsache gerecht, dass die Einkommensungleichheit eine politisch gut zu beeinflussende Variable ist. Daher ist der dritte Teil überschrieben mit „Eine bessere Gesellschaft“.

¹ Ziffern in Klammern geben die Seitenzahlen im Buch an.

Das Buch ist durchzogen von Graphiken, bei denen die X-Achse das Ausmaß an Ungleichheit wiedergibt, die Y-Achse jeweils die sozialen Probleme.² Das Bild, das sich dabei einheitlich ergibt, ist das einer mehr oder minder (meist mehr) aus dem Gleichgewicht geratenen Regressionsgeraden. Eine steigende Regressionsgerade besagt, dass ein Problem vermehrt in denjenigen Ländern bzw. Bundesstaaten auftritt, in denen größere Ungleichheit herrscht, eine fallende umgekehrt, dass bestimmte Aspekte des Wohlergehens und Wohlbefindens umso weniger ausgeprägt sind, je größer die Ungleichheit ist. Unterschiede gibt es auch im Ausmaß der Streuung, die immer durch die Punktwolken entlang der Regressionsgeraden graphisch abgebildet wird. Die Autoren beschränken sich auf die Wiedergabe signifikanter Zusammenhänge.

Die Auswahl der Länder begann mit den 50 reichsten Ländern nach dem Bericht der Weltbank im Jahre 2004, welcher seinerseits auf Daten aus dem Jahre 2002 basiert. Länder mit kleiner Bevölkerung sowie solche, bei denen keine brauchbaren Daten über Einkommensungleichheit vorlagen, wurden ausgeschlossen, was 23 reiche Länder übrig ließ. Es wurde ein „Index of Health and Social Problems (IHSP)“ gebildet (19).

Unter den vielen Wegen, Einkommensungleichheit zu messen gibt es viele Übereinstimmungen (17). Die Autoren messen Ungleichheit in den Staaten, indem sie fragen, wie viel reicher die reichsten 20 % der Bevölkerung im Vergleich zu den ärmsten 20 % in einem Land sind. Dabei werden nur Daten von offiziellen Stellen benutzt. Für die US-Bundesstaaten wird stattdessen der Gini-Koeffizient herangezogen, weil dieser vom „US-Census Bureau“ bereitgestellt wird.

Dabei reicht das Verhältnis zwischen den reichsten und den ärmsten von 1:4 in Japan bis knapp 1:10 in Singapur. Singapur ist gefolgt von den USA, Portugal und Großbritannien. Am anderen Ende sind Finnland und die anderen skandinavischen Länder die Gleichheits-Spitzenreiter (vgl. 17). Es werden keine Rosinen aus dem Daten-Kuchen herausgepickt oder eigene Kalkulationen angestellt. So kann man in der Tat von „beweisbasiert“ sprechen, was die korrelativen Zusammenhänge zwischen Ungleichheit und den gesundheitlichen und sozialen Problemen angeht.

Zunächst zeigt sich, dass sich in den frühen Stadien der ökonomischen Entwicklung die Lebenserwartung schnell vergrößert, während dann keine weitere Verlängerung des Lebens stattfindet, wenn die ökonomische Entwicklung voranschreitet. Dasselbe ergibt sich für Glücks- und Wohlbefindensmaße sowie für Gesundheit (8).

Vergleicht man verschiedene Gesellschaften, ergibt sich keine Relation zwischen dem Ausmaß sozialer Probleme und dem *durchschnittlichen* Einkommen in einer Gesellschaft. Was daher interessiert, sind nicht die Einkommensunterschiede zwischen verschiedenen Gesellschaften, sondern die innerhalb einer Gesellschaft (11).

Die Einkommensungleichheit ergibt dabei nur einen Indikator für gesellschaftliche Hierarchien. Die — noch krasser — Ungleichheiten in der Vermögensverteilung kommen nicht zur Sprache. Für andere Hierarchien bezüglich kulturellem und sozialem Kapital müssen sich die Autoren mit Hypothesen zufrieden geben, wobei diese sowohl soziologisch — hier werden insbesondere Anleihen bei Bourdieu gemacht — als auch biologisch (evolutionär-psychologisch sowie neurowissenschaftlich) wohl begründet sind (vgl. 27). Ebenso ist die Annahme, dass die materiellen Ungleichheiten gleichsam das Skelett abgeben, um welches herum sich die Klassen- und kulturellen Differenzen bilden, plausibel.

Jedenfalls ist angesichts der Daten der Schluss fast unausweichlich, dass nicht weiterer Reichtum, sondern eine Reduktion der Ungleichheit der Königsweg zu einer Verbesserung der sozialen, und wie auch noch im 15. Kapitel (215 ff.) ausgeführt wird, der natürlichen Umwelt ist (vgl. 29). Mehr Gleichheit liegt demzufolge im Interesse aller, nicht nur der Armen, sie herzustellen, ist kein altruistisches Handeln (dazu ausf. 180 f.).

3 Der listige Titel

Wie sollte man „Spirit Level“ übersetzen? Das Wörterbuch bietet „Wasserwaage“. Löst man die Wortverknüpfung, so hat man zwei sehr vieldeutige Wörter: Geist, Gespenst, Spiritus, Gemütsart; Ebene, Stockwerk, Grad, Füllstand, Horizontale, um für jedes nur einige Beispiele zu nennen. Die Autoren enthalten sich jeder Erläuterung und überlassen es dem Leser, sich einen Reim darauf zu machen. Mein eigener sieht wie folgt aus:

Mit der Ungleichheit ist ein abstrakter Begriff eingeführt, eine „Informationsvariable“. Gemessen wird die Relation zwischen gesellschaftlichen Positionen. Mit der Frage „Armut oder Ungleichheit?“ und der Betonung der Ungleichheit als der entscheidenden Variablen zielen die Autoren mithin explizit auf etwas Geistiges und grenzen sich damit von der Vorstellung, mehr materieller Reichtum sei das Entscheidende, deutlich ab. Nun wäre es

² Die Graphiken sind im Internet verfügbar: <http://www.equalitytrust.org.uk/>

allerdings ganz falsch, darin ein Bekenntnis zum Idealismus im wissenschaftlichen Sinne zu finden. Näher liegt eine bewusste Bezugnahme auf die emotionale Konnotation von „Spirit“ im Kontrast zu „Mind“. Die alte Gegensatzung von Geistes- und Naturwissenschaften hinter sich lassend gehen die Autoren fast wie selbstverständlich davon aus, dass Spirituelles vorkulturell (und zwar auch schon in der vorkulturellen Natur) existent ist. Man muss, um die sozialen Probleme der entwickelten Länder zu verstehen, die geistige Ebene erreichen. Zum anderen ist die Waage, das Gleichgewicht, die Homöostase zentraler Aspekt des Buches, und die schiefen Regressionsgeraden implizieren das verlorene Gleichgewicht.

4 Kritik

Mag es an den Daten und den festgestellten Korrelationen kaum kritisch zu betrachtende Punkte geben, so sieht dies bezüglich der Erklärungsgänge etwas anders aus.

Eine erste Frage ist, ob die von den Autoren angenommene Wirkung von Ungleichheit auf die sozialen Probleme gerichtet ist. Kann es nicht umgekehrt sein, dass die Vermehrung von sozialen Problemen zu wachsender Einkommensungleichheit führt, weil die von solchen Problemen Betroffenen im Einkommenswettbewerb schlechter abschneiden?

Eine zweite Frage lautet, wie etwas so Abstraktes wie Einkommensungleichheit auf Handfestes wie Teenagergeburten wirken kann. Man kann aus den Korrelationen und der Wirkungsrichtung schon einiges schließen – insbesondere, dass eine weitere Steigerung der Ungleichheit wahrscheinlich die Kosten infolge sozialer Probleme vermehrt und die Lebensqualität weiter senkt, eine Verringerung der Ungleichheiten eine Verbesserung der Lebensqualität in vieler Hinsicht befördern würde. Die kausalen Verknüpfungen bleiben jedoch bei der bloßen Betrachtung der Kovariablen im Dunkeln, was es erschwert, eine geeignete Politik zu entwerfen und zu betreiben.

Auch auf diese Fragen bieten die Autoren Antworten. Insgesamt ergibt die kritische Lektüre, dass auch die kausalen Prozesse mit sehr plausiblen Hypothesen erklärt werden, wenngleich die Datenlage hier nicht so stabil ist.

4.1 Kovariation und Kausalität

Die erste Frage erörtern die Autoren auf S. 175 ff. Zunächst weisen sie darauf hin, dass die unterschiedliche Wege, die Einkommensunterschiede klein zu halten, auf das Abschneiden hinsichtlich der sozialen Probleme keinen Einfluss hat. So erreicht Schweden seine relative Gleichheit durch hohe öffentliche Sozialausgaben, d.h. Umverteilung, während Japan größere Einkommensgleichheit schon am Markt realisiert. Die Art, Einkommensgleichheit herzustellen, erklärt die Kovariation also nicht.

Allerdings vermute ich, dass die Umverteilung gewöhnlich auf größeren Widerstand trifft, weil es denjenigen, die etwas abgeben müssen so erscheint, als ob ihnen illegitimer Weise etwas weggenommen wird. Ist die Gleichheit am Markt gegeben, so bedarf es keiner sekundären Umverteilung und niemandem wird etwas „weggenommen“.

Würde man die Wirkungsrichtung umdrehen, so wäre es kaum nachvollziehbar, warum hohe Fettleibigkeitsraten mit hohen Gefangenenraten einhergehen sollten. Die hohen Korrelationen zwischen den abhängigen Variablen, d.h. den sozialen Problemen, lassen sich kaum durch Wirkungen zwischen ihnen erklären. Mithin müssen andere Faktoren eine Rolle spielen (vgl. 187 ff.). Durchschnittseinkommen und Ausgaben für High-Tech-Gesundheit lassen sich aufgrund zahlreicher Untersuchungen ausschließen (81). Außerdem verteilen sich die Gesundheitsvorteile größerer Gleichheit über die ganze Gesellschaft, umgekehrt betrifft größere Ungleichheit nicht nur die Armen, denen z. B. Gesundheitsversorgung nach dem Stand von Wissenschaft und Technik unzugänglich ist (84).

Die Autoren schließen schrittweise alternative Erklärungen aus, so dass der Schluss, Ungleichheit sei das zentrale Problem, sehr gut begründet ist und man Mühe haben dürfte, begründete Zweifel aufzubauen.

Die neoliberale Richtung nimmt an, dass, ginge es den Reichen besser, es allen anderen auch besser gehe (wenn auch nur wenig). Mehr Reichtum an der Spitze bedeutet weniger Armut unten oder umgekehrt mehr Fernseher, Autos, Schulen und bessere Wasserversorgung. Diese Theorie kann nach den Befunden von Wilkinson und Pickett als widerlegt betrachtet werden. Sie betonen, dass die Vertreter dieser Theorie selbstverständlich nicht im Sinne hatten, die sozialen Probleme zu vergrößern. Sie nahmen nur irrtümlich an, dass die materielle Ebene das Entscheidende sei und ließen die spirituelle (im o. gen. Sinn) aus (190 ff.).

4.2 Funktion, Prozedur, Mechanismus

Die Trias „Funktion, Prozedur und Mechanismus“ umschreibt das, was man für eine vollständige Theorie von Lebewesen, Maschinen, aber auch Gesellschaften und ihren Institutionen benötigt.

Was die Funktionen angeht, so sind diese beschrieben, nämlich dass die neun aufgelisteten sozialen Probleme eine Funktion gesellschaftlicher Ungleichheit sind. Die nächste Frage ist, wie die Prozeduren (Programme) aussehen, die zwischen gesellschaftlicher Ungleichheit und den sozialen Problemen vermitteln. Nur Individuen können diese Prozeduren abarbeiten. Wenn wir soziale Probleme feststellen, so über die Merkmale von Individuen, Aspekte ihrer physischen und psychischen Verfassung, ihres Verhaltens, oder des Ortes, dem sie zugewiesen sind (Gefängnis z.B.). Als soziales Problem wird all dies wahrgenommen, wenn es bei vielen Individuen vorkommt. Damit Ungleichheit solche Merkmale beeinflussen kann, müssen die Individuen notwendigerweise die Ungleichheit wahrnehmen und sich selbst im gesellschaftlichen Raum verorten können. Und in der Tat verfügen Menschen über eine Art „Wasserwaage“, freilich eine Waage im Geist. Die Wahrnehmung des Platzes auf der gesellschaftlichen Leiter beeinflusst das Verhalten sowohl derjenigen, die oben sind wie dasjenige derer, die unten sind. Die individuellen Wahrnehmungen werden durch Gefühle evaluiert. Aus der relativen Position resultiert Stress vielerlei Art. Da die Stressoren chronisch wirken, kommt es auch zu all den inzwischen gut bekannten Folgen chronischen Stresses. Die Bedrohung des sozialen Selbst führt zu hohen Ausschüttungen des Stresshormons Cortisol (37 ff.).

Eine weitere wichtige Prozedur, die zwischen Ungleichheit und den genannten Problemen vermittelt, ist all das, was mit Statusrivalität verbunden ist, jene vielfältigen Verhaltensweisen, die besonders Männer an den Tag legen. Je ausgeprägter die Hierarchie, je mehr Stufen sie umfasst, je größer die Abstände zwischen den Positionen, desto mehr wird Status von Bedeutung und desto mehr solcher Verhaltensweisen werden ausgelöst (134). Diejenigen, die auf den unteren Stufen der sozialen Leiter stehen, geraten besonders in Bedrängnis und greifen zu denjenigen Programmen, die man unter (eine Wandinschrift in Berlin aus den 80igern) „Du hast keine Chance — nutze sie“ zusammenfassend bezeichnen kann.

Die verstärkte Statuskonkurrenz hat weiter zur Folge, dass Angebertum und Fassadenpflege zunehmen müssen, eingeschlossen das zur Schaustellen eines hohen Selbstbewusstseins. Dieses Anfeuern bedingt, narzisstische Verhaltensweisen hervorzukehren, womit eine Verschlechterung der zwischenmenschlichen Beziehungen einhergeht. Mehr Rivalen zu haben und durch Verluste in Rivalitäten stärker bedroht zu sein, impliziert mehr Misstrauen.

Anders gesagt, ausgeprägtere Hierarchien, wie sie durch größere Einkommensunterschiede sowohl erzeugt wie zum Ausdruck gebracht werden, führen zur Reduktion prosozialer, kooperativer Verhaltensweisen, beschädigen den Gemeinsinn und treiben Menschen dazu, sich in der Stadt wie im Dschungel zu verhalten: die so genannten SUVs (Sport Utility Vehicle) mit den bezeichnenden Namen Trooper, Showgun, Maverick etc. sind in den USA erheblich verbreiteter als in Kanada, was man kaum mit den geographischen Verhältnissen zusammenbringen kann — vielmehr ist Kanada erheblich gleicher als die USA (57 f.).

Die listigen Autoren lassen sich nicht verführen, Geistiges und Physisches voneinander zu trennen. Durchweg zeigen sie die engen Verknüpfungen auf. Größere Ungleichheit führt zur Segregation unterschiedlicher gesellschaftlicher Klassen auch im physischen Raum. Größere Ungleichheit führt zum „Konsumerismus“, d.h. zur Ausstattung mit materiellen Gegenständen, die in erster Linie zum Ausdruck bringen, dass man „wer ist“ und „was man ist“ (227 f.). Nicht zuletzt ist das Gefängnis mit seinen Gittern, Mauern, Wachtürmen und Stacheldraht eine physische Beschränkung menschlicher Freiheit, zugleich aber ist es auch eine Stätte des Ausschlusses und der extremen Hierarchisierung und erzeugt insoweit symbolische Wirkung .

Wir sind von Natur aus mit Verhaltensprogrammen ausgestattet, die unter Bedingungen extremer Rivalität und extremen Wettbewerbs nützlich wie mit solchen, die auf Freundschaft, Liebe, Kooperation und Lernen ausgerichtet sind. Welches dieser Programmpakete in Gang gesetzt wird und zum Ausdruck kommt, hängt — statistisch — von den sozial-strukturellen Umständen ab, in die man geboren wird und in denen man lebt. Da Konflikte und Spannungen mit anderen Menschen im Verhältnis zu Überforderungsgefühlen oder Geld- und ähnlichen Sorgen stresserzeugender sind (202), ist anzunehmen, dass Menschen sozialere Umgebungen vorziehen. Größere Gleichheit herzustellen heißt also nicht, eine Gesellschaft „mit einem Schuhanzieher in einen engen, unbequemen Schuh zu bringen“, vielmehr einen besser sitzenden, bequemen Schuh bereit zu stellen (210).

Historisch lebten die Menschen die längste Zeit in eher gleichen Gesellschaften, und gesellschaftlich-kulturelle Programme hatten sogar ausgeprägte „Anti-Dominanz“ Funktionen. Erst mit Sesshaftigkeit, Ackerbau und Viehzucht kam die Dominanz und gesellschaftliche Hierarchisierung in das Leben der Menschen (204 f.).

Die Sozialisation unter den einen oder den anderen Bedingungen hat zur Folge, dass die Kinder und Heranwachsenden typischerweise das lernen, was unter den gegebenen Umständen das Beste ist. (115 ff., 207 ff.). Dies kann zu nur schwer revidierbaren

Verhaltensweisen führen, d.h., die Betroffenen können dann später auch von einer „guten Umwelt“ keinen Gebrauch machen. So entstehen transgenerationelle Vererbungen, die bei wachsender Ungleichheit verstärkt werden. Je länger ein solcher Zustand anhält, desto schwieriger und langwieriger wird es sein, zu besser funktionierenden Gesellschaften zurückzukehren und man muss mit einer Verzögerung zwischen vermehrter Gleichheit und Reduktion der sozialen Probleme rechnen.

Demokratie und Rechtsstaat passen eher zum sozialen Erbe als zum Konkurrenzerbe, unsere gesellschaftlichen Institutionen zu mehr gesellschaftlicher Gleichheit als zu Status, Dominanz, Wettbewerb und Rivalität (195).

Es kommt hinzu, dass weiteres Wachstum im materiellen Reichtum notwendigerweise den „ökologischen Fußabdruck“ der Individuen in den ökonomisch produktiven Ländern vergrößert. Lebensqualität mit einem global nachhaltigen ökologischen Fußabdruck zu verknüpfen gelingt nur schlecht, und es gelingt ungleicheren Gesellschaften schlechter. Das einzige Land, das es schafft, ist Kuba. „Trotz der niedrigen Einkommensgrade sind die Lebenserwartung und die Kindersterblichkeitsrate fast identisch mit denen in den USA“ (217).

Gleichheit und Nachhaltigkeit gehören zusammen wie Nachhaltigkeit und Lebensqualität. Anders gesagt, soziale und Umwelt-Nachhaltigkeit gehen zusammen. Auch und besonders in diesen Aspekten ist es klar, dass Klimakatastrophen und Umweltverschmutzung sich nicht in ihren Auswirkungen auf die Armen begrenzen lassen werden. Wie bei Lebenserwartung, Krankheit, Ausbildung verteilen sich die negativen Effekte der Ungleichheit über die ganze Gesellschaft und schließen tendenziell die „Superreichen“ ein.

5 Politik

Einkommensungleichheit ist kein „Naturereignis“. Politik kann sie erhöhen, wie in den letzten Jahrzehnten in vielen Ländern, angeführt von den USA und dem UK, oder verringern, wie z.B. in Kriegszeiten. Die Wege sind vielfältig. Die Bemühungen, die Gewerkschaften zurückzudrängen, gehen mit wachsender Einkommensungleichheit einher (242) — stärkere Gewerkschaften können mehr Gleichheit schaffen.

Die Autoren schlagen eine Gleichgewichtsökonomie vor, wobei sie in der großen Verbreitung von Non-Profit-Organisationen eine gute Basis sehen. War das Konzept der Gleichgewichtsökonomie (Daly) entwickelte, ging es um die Endlichkeit von Rohstoffen und landwirtschaftlichen Ressourcen. Die Dringlichkeit, anstelle stetigen Wachstums eine Erhaltung des gegebenen Zustandes zu setzen, wird durch die Notwendigkeit, die Klimaerwärmung mindestens zu stoppen, erhöht (220). Dabei wird Stagnation durch Innovationen vermieden. Bei mehr Gleichheit wird die Notwendigkeit, durch erhöhten Konsum die soziale Distanz zu anderen zur Schau zu stellen, reduziert. Die Unzufriedenheit angesichts überbordenden Konsum der Reichen geht zurück (222). Der Druck bei größerer Ungleichheit zu konsumieren kommt darin zum Ausdruck, dass die Werbungsausgaben mit größerer Ungleichheit steigen (224). Höheres Einkommen ist ein Mittel zum Gewinn des hochgeschätzten Status (225).

Ein weiterer entscheidender Schritt ist „Wirtschaftsdemokratie“, d.h. Mitarbeiterbeteiligung im ökonomischen Sinne und Mitbestimmung im herkömmlichen Sinne. Gerade die Verknüpfung von Miteigentümer- und Mitbestimmereigenschaft kann dafür sorgen, dass exzessive und als ungerecht angesehene Einkommensunterschiede abgebaut werden. Die Unterschiede in den USA zwischen CEOs und Produktionsarbeitern betragen 44:1 im Schnitt (reichen bis zu 500:1 - 242), eine Beziehung zwischen Unternehmenserfolg und CEO-Vergütung ist nicht vorhanden oder nur schwach (243). Es gibt Befunde, dass geringere Einkommensunterschiede bessere Kooperation und damit bessere Unternehmensergebnisse erzielen (232). Auch ist zu erwarten, dass Mitarbeiter als Eigentümer der Verpflichtung, mit dem Gebrauch des Eigentums auch dem Wohl der Allgemeinheit zu dienen (Art. 14 GG), eher folgen als externe Eigentümer, Investoren, Aktionäre. Denn man kann annehmen, dass Gesellschaften in den Händen der Belegschaft höheren Moralitäts-Standards entsprechen, auch wenn sie das Profitmotiv haben. Die Wahrscheinlichkeit, dass man z.B. bei Herstellung schädlicher Produkte Kollegen anspricht oder sonst tätig wird, ist größer. Die Gehorsamsbereitschaft schlägt nicht so leicht durch, weil man nicht sagen kann „ich hatte meine Befehle zu befolgen“, wenn man selber potentieller „Befehlshaber“ ist (255)

Schließlich kann und muss man von der Bekämpfung und Unterdrückung der Symptome zur Beseitigung der Ursachen übergehen. Eine Politik, die an den Symptomträgern des jeweiligen sozialen Problem einen „Reparaturbetrieb“ in Betrieb nimmt, abgelöst werden muss von einer, die an den Ursachen bzw. hier: an einer gemeinsamen Ursache, ansetzt. Nicht „kognitiv-behaviorale Therapie“, Drogenberatung oder „Krieg gegen die Drogen“, Verbot vorehelicher Sexualität sind die Lösung für diese Probleme (233 f.). Da Teenagerschwangerschaft, Gewaltdelikt und Drogenkonsum je auf ihre Art eine Art Selbsthilfe oder Selbstmedikation sind, wird der „Nachwuchs“ so lange nicht ausbleiben, wie die Ursachen fortbestehen Und so

lange man die Funktionalität dieser Verhaltensweisen für die Individuen im Rahmen ihrer jeweiligen Umwelt nicht erkennt und insbesondere auch anerkennt, vielmehr die Individuen als beschädigt, krank etc. klassifiziert, wird man übersehen, dass es Quellen für dieses Verhalten gibt, die nicht in den Individuen aufzufinden sind.

Vielmehr finden wir sie, und das macht das Buch mehr als deutlich, in der ganz abstrakten, spirituellen Ungleichheit.

(Dirk Fabricius)

Professur für Strafrecht, Kriminologie
und Rechtspsychologie
Fachbereich Rechtswissenschaft der
Goethe-Universität
Grüneburgplatz 1
Postfach 25

60629 Frankfurt

069-798 34346

Fabricius@jur.uni-frankfurt.de
www.dfabricius.de